

Leseprobe aus:

Dietrich Faber

Der Tod macht Schule



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1. Kapitel



Frau Dr. Ellen Murnau, die Schuldirektorin meiner Tochter, liegt unter ihrem Schreibtisch und schreit.

«Machen Sie doch was, Sie sind doch Polizist!»

Sie meint mich, denn zum einen ist niemand anderes im Zimmer, zum anderen bin ich nun einmal tatsächlich bei der Polizei.

Doch auch ein Polizist muss erst einmal die Dinge sortiert bekommen, und daher mache ich zunächst einmal gar nichts. Sage auch nichts, sondern starre auf den golfballgroßen Stein, der vor ungefähr sieben Sekunden durch die Fensterscheibe krachte und nur knapp den adrett frisierten Kopf der Schulleiterin verpasst hat.

Eben noch teilte mir Frau Dr. Ellen Murnau mit abgeklärter Stimme mit, dass Melina nur mit viel Aufwand, Anstrengung und einer veränderten Arbeitseinstellung die Versetzung in Klassenstufe 11 erreichen werde. Nun hat sich die Sach- und vor allem ihre Stimmlage schlagartig verändert. Ich hatte einiges bei diesem Gespräch befürchten müssen und auch mit viel Schlimmem gerechnet, aber nicht unbedingt damit, dass Steine durchs Büro segeln.

«Machen Sie doch was!», brüllt sie erneut, noch immer unter ihrem Tisch kauern. Irgendwie hat sie ja recht, wenn sie so etwas von einem Hauptkommissar einfordert, aber es bringt doch nun mal nichts, wenn sie mich so anschreit, finde ich. Ich blicke auf die am Boden liegenden Glasscherben und warte darauf, dass sie es ein drittes Mal tut.

Sie tut es.

Ich gucke zum Fenster, als würde ich auf den nächsten Stein warten. Draußen rennt eine schmale Jungengestalt im Kapu-

zenpullover hastig über den Schulhof der Vogelsbergschule Schotten.

«Da rennt jemand», sage ich zu Frau Dr. Ellen Murnau und zeige mit dem Finger in Richtung Schulhof.

Frau Dr. Murnau, inzwischen wieder aus ihrem Schreibtisch-versteck herausgekrochen, streift sich ihren himmelblauen Hosenzug glatt, richtet hektisch ihre Hochsteckfrisur und befiehlt mir in einem Tonfall, mit dem sie sonst vermutlich Fünftklässler maßregelt, die ihre Hausaufgabenhefte nicht ordentlich geführt haben, dass ich doch nun gefälligst hinterherlaufen solle.

Auf diese Idee bin ich aber auch schon selbst gekommen.

Ich renne los und stolpere über das Kabel eines Overheadprojektors, ein Gerät, von dem ich dachte, dass es so etwas im 21. Jahrhundert in Deutschlands Schulen gar nicht mehr gäbe. Nicht so mitten in Hessen. Ich sprinte. Ging auch schon mal schneller und schmerzfreier, denke ich, als ich an diesem milden Frühlingsmittwochnachmittag mit meinen 39 Jahren durch die leeren Schulgänge keuche.

Auf dem Schulhof angekommen, mein linkes Knie und die rechte Hüfte machen sich schon schmerzhaft bemerkbar, ist kein Kapuzenbursche mehr zu sehen. Ich entscheide mich daher für einen dynamischen Gehschritt, der mir trotzdem ermöglicht, eine Zigarette anzuzünden, und schreite in Richtung Waldrand. Meine Hände tasten mich ab und finden mein Handy nicht. Ich kann also im Moment nicht einmal meine Kollegen anrufen und sie auf die Jagd schicken.

Plötzlich entdecke ich in der Nähe des Einkaufsmarktes den Kapuzenpulli. Ich überquere die Straße und renne zielstrebig auf ihn zu. Er sieht mich, verschärft sein Tempo und spurtet Richtung Wald. In wenigen Sekunden hat sich der Abstand zwischen uns verdoppelt.

«Stehen bleiben, stehen bleiben», rufe ich in die Vogelsberger Weite.

Ich bleibe stehen, keuche noch stärker und stelle fest, dass er weg ist. Ich habe Seitenstechen, wie früher die dicken Mädchen im Turnunterricht. Wie erbärmlich.

Ich weiß, dass ich gleich zurück muss, zur Schule, zu Frau Dr. Ellen Murnau. Doch jetzt noch nicht, später, entscheide ich, wische mir den Schweiß von der Stirn, begutachte die nassen Flecken unter den Armen, zünde mir eine weitere Zigarette an und setze mich mit Blick auf die Gesamtschule auf einen Baumstumpf. Hier also wird meine Tochter Melina ein weiteres zusätzliches Jahr verbringen dürfen. Wenn nicht ein Wunder geschieht oder sie den Plan, das Abitur zu erreichen, vorzeitig in den Vogelsberger Wind schießt. Hauptsache nur, sie wird nicht von einem Stein erschlagen.

Urpötzlich muss ich an DAS denken. DAS, was mein Leben ins Wanken brachte. DAS, was alles durcheinanderwarf und so vieles veränderte. Sogar mich. Über ein Jahr ist das nun schon alles her. In den letzten Monaten ist es mir immer häufiger gelungen, Gedanken und Erinnerungen daran zu vermeiden. Man kann sogar sagen, dass wieder so etwas wie Ruhe eingekehrt ist.

Ich habe mich entschieden, dass das, was in der Polizeiakte steht, die Wahrheit ist. Es ist auch meine Wahrheit geworden. Der Doppelmörder wurde gefasst, starb kurz darauf in Haft und fertig. Alles andere bleibt Privatsache. So sehe ich das. So will ich es sehen. Und zwar für meine Frau Franziska, für meine Tochter Melina, für meinen Sohn Laurin und für mich, Henning Bröhm, der sich in diesem Moment auf den Weg zurück zur Schule, zurück zu Frau Dr. Ellen Murnau macht, um sich vermutlich dafür beschimpfen zu lassen, dass er den Steineschmeißer von Schotten nicht mit bloßen Händen zu fassen bekommen hat.

«Diese Saukerle, links und rechts gehört dene eine mitgebebe, dass den Hör'n und Seh'n vergeht! Und was macht ihr mit dene? Ihr dut die zum Bsüscholocher stecke, wo sie dann verhätschelt wer'n!», quäkt mich mit nasaler Stimme Uwe Niespich an, während er die restlichen Scherben im Büro der Schuldirektorin beseitigt. «Hab isch rescht, oder hab isch rescht?»

Uwe Niespich ist der Hausmeister der Schule. Er bewegt sich irgendwo in einem Alter zwischen 25 und 60 und hat tatsächlich einen grauen Kittel an. Und ich dachte, nur mittelmäßige Kabarettisten tragen heute noch graue Kittel, wenn sie dem «Volk aufs Maul schauen» und mal wieder einen Hausmeister auf der Bühne darstellen. Doch ich dachte ja auch, es gäbe keine Overheadprojektoren mehr. Es würde mich nun auch nicht mehr wundern, wenn ich gleich Matritzenblätter auf Frau Dr. Ellen Murnaus Schreibtisch entdeckte.

Uwe Niespich brabbelt noch eine Weile weiter, wohl mehr mit sich, als an mich gewandt. Jedenfalls höre ich nicht zu, was ihm nichts auszumachen scheint. Ich sitze wieder wie vorhin auf dem Stuhl gegenüber dem Platz der Direktorin und warte auf die selbige. Sie wolle sich nach dem kleinen Schreck, wie sie selber sagte, noch ein wenig frischmachen und gleich zurück sein.

«Sache Se doch mal jetzt ehrlich», plärrt mir Hausmeister Niespich ins linke Ohr. «Jetzte mal ganz unter uns Priesterfrauen: Wie viel Prozent von dene Strafanfällschkeite, wird von ...» – nun dämpft er seine Stimme und blickt verstohlen um sich – «... also, wie viele Verbreschereie werden von Netdeutschen ... äh verboche?»

«Netdeutsche?», frage ich nach und stelle mich blöd.

«Na ja, von dene Ausländä.»

«1,3 Prozent, weltweit», antworte ich.

«Sisste!», antwortet Niespich, ohne dass ich den Eindruck gehabt hätte, dass er meine Antwort gehört, geschweige denn verstanden hat, und verlässt mit dem Scherbeneimer das Büro.

Die Minuten, in denen Frau Dr. Ellen Murnau noch auf sich warten lässt, nutze ich damit, etwas Sinnvolles zu tun, und notiere, was mir an Details vom Äußeren des mutmaßlichen Steinerwerfers in Erinnerung geblieben ist. Schwarzer Kapuzenpulli und eine Mütze, die seinen Kopf vollständig verdeckt hatte, schwächliche Gestalt, maximal 1,60 groß, blaue Jeans ...

Dann betritt Frau Dr. Ellen Murnau in zackigem Tempo ihr Büro. Sie nimmt hinter ihrem Schreibtisch Platz, lächelt mir souverän zu und sagt: «Herr Bröhm, ich finde das sehr aufmerksam von Ihnen, doch Sie hätten meinethalben gar nicht mehr wiederkommen müssen. Wir waren doch so weit durch, oder? Melina muss deutliche Signale setzen, um noch eine Chance zu haben. Vor allem in puncto Disziplin ist sie wieder ...»

«Verzeihung», unterbreche ich die Schulleiterin zaghaft, «ich bin jetzt eigentlich nicht mehr wegen meiner Tochter zurückgekommen. Ich möchte mit Ihnen über den Vorfall mit dem Stein sprechen.»

«Ach das», sagt sie und lächelt gekünstelt wie eine Bundeskanzlerin, die Bundespräsidenten verteidigt, die sich von Multimillionären den ein oder anderen hübschen Urlaub bezahlen lassen. «Das ist doch längst vergessen. Da machen wir mal einen hübschen Haken dran.»

Wo ist die kreischende Frau geblieben, die noch vor einer knappen Stunde unter dem Schreibtisch kauerte?

«Wie meinen Sie das?», frage ich nach. «Sie wollen keine Anzeige erstatten? Sie wissen schon, dass der Stein Sie nur um Zentimeter verfehlt hat?»

Die Schulleiterin stützt ihre Ellenbogen auf den Tisch, legt ihr Kinn auf die Fäuste und sieht mich an. Sie war bestimmt mal eine recht schöne Frau, denke ich, bevor so eine strenge, stracke Maskerade ihr gut fünfzig Jahre altes Gesicht prägte.

«Was würde denn passieren, wenn ich Anzeige erstatte? Dann stünde morgen doch alles in der Zeitung. Es gäbe unnötige Auf-

regung bei den Eltern und Unruhe in der Schülerschaft. Steht das in einem Verhältnis zu einem Dumme-Jungen-Streich? Ich glaube doch eher nicht, oder?»

Ich bin überrascht, und mein Gehirn sendet diese Reaktion auch an mein Gesicht, denn Frau Dr. Ellen Murnau ergänzt:

«Das mag Sie vielleicht verwundern, aber ich sehe das hier wirklich nicht so dramatisch. Wissen Sie, wir bauen hier in der Schule in den letzten Jahren etwas richtig Gutes auf. Wir geben uns alle Mühe, dass sich auch hier bei uns, in der überall so belächelten Provinz, selbst mit Lehrkräften und Schülern aus dem Vogelsberg eine leistungsstarke und moderne pädagogische Situation etablieren kann. Diese Schlagzeilen wollen wir schreiben und nicht, dass irgendwelche Jungchens Steine in unsere Fenster schmeißen. Ich bin sicher, der wusste gar nicht, dass jemand im Zimmer war. Der wollte eine Scheibe einschmeißen.»

Wieder lacht sie präsidial, erhebt sich und reicht mir die Hand. Auch ich stehe auf, rieche das akzentuierte Parfüm der Direktorin und meinen Verfolgungsjagdsschweiß und strecke ihr die Hand entgegen.

«Ich würde Sie also herzlich bitten, diese Geschichte ähnlich gelassen aufzunehmen, wie ich das tue. Sie wissen doch in Ihrem Bereich genau wie ich in meinem, was die wirklichen Probleme sind, oder?»

«Ja», sage ich da einfach mal, gehe Richtung Tür und spüre Frau Dr. Ellen Murnau hinter mir her lächeln.

Ich verlasse das Gebäude und bin ganz froh, dass es nun am Ende so gelaufen ist. So, als wäre nichts passiert. Alles darf wieder in Ruhe seinen Gang gehen. So wie ich es eigentlich am liebsten habe. So wie es der Vogelsberger an sich am liebsten hat. Die überregionale Bekanntheit, die ich im letzten Jahr zeitweise erlangt hatte, war nichts für mich. Richtig so, nichts ist passiert. So soll es sein, so soll es bleiben. Morgen werde ich

wieder ganz normal um neun nach Alsfeld in die Polizeidirektion zur Arbeit fahren, lustige Präventionsspiele mit einer Schulklasse spielen und Kreditkartenbetrugsanzeigen gegen Unbekannt aufnehmen.

Was im letzten Jahr geschah, reicht für die nächsten Jahre, habe ich beschlossen. Dieses permanente Gefühl der Überforderung, privat wie beruflich, brauche ich wirklich nicht mehr. Wenn Franziska mich noch einmal verlassen möchte, dann soll sie es beim nächsten Mal auf eine andere Weise tun. Ich will mich dann auf die Dinge einstellen können. Das wäre mein Wunsch.

Ich hole den hechelnden und sabbernden Berlusconi aus dem Auto, lege ihn an die Leine und führe ihn durch den Frühling.

Eigentlich ist die Reaktion der Direktorin alles andere als überraschend. Ich erinnere mich, dass Frau Dr. Ellen Murnau die Schottener Gesamtschule bei nahezu allen bundesweiten Schulwettbewerben angemeldet hat. Fördergelder will sie mit durchdachten Konzepten gewinnen. Da würde so eine hässliche Geschichte tatsächlich nicht passen.

2. Kapitel



Wie vom Gesetzgeber geheißen, tuckere ich im Schritttempo durch meinen Wohnort Bad Salzhausen. Höflich grüße ich alle Rollatoren, die von Kurgästen umklammert werden. Ich werde nie zurückgegrüßt, was mich aber nicht stört. Manchmal stelle ich mir vor, es würde hier in diesem stillgelegten Stadtteil von Nidda einmal, ein einziges Mal ein fünftägiges Punkfestival stattfinden, mit obligatorischem Zeltlager im Kurpark.

Auf unsere Doppelhaushälfte zufahrend, sehe ich schon von weitem, dass er wieder da ist. Und es steht wieder sein tiefergelegtes Mazda-Dings vor dem Haus. Ich gebe mir wirklich alle Mühe, ihn zu mögen. Also, nicht das Auto, sondern dessen Fahrer. Aber es gelingt mir einfach nicht. Es ist der Freund meiner fünfzehnjährigen Tochter. Franziska sagt, ich sei nur eifersüchtig. Mag ja sein, aber er ist trotzdem nicht der Richtige für Melina. Das spüre ich, nein, das weiß ich. Objektiv gesehen. Ich kenne sie nämlich. Außerdem ist er viel zu alt für sie. Meine Güte, er ist achtzehn! Acht...zehn, volljährig, er fährt Auto ... Meine Tochter ist doch noch ein Kind. Na ja, so fast ... ein bisschen wenigstens.

Als ich das Wohnzimmer betrete, sehe ich Franziska mit dem Rücken zu mir auf der Terrasse Dehnübungen machen. Den rechten Arm hat sie in die Luft gestreckt, den linken in die Hüfte gestemmt. Drahtig wippt sie hin und her. Sie ist noch schmaler geworden, fast schon dürr, seit sie laufen geht, wie sie es nennt. Man könnte das, was Franziska manchmal sogar zweimal täglich tut, auch Joggen nennen. Mein Vater sagte früher Waldlauf

dazu, doch das ist lange her. Franziska aber geht nicht nur laufen, sie trainiert. Sie arbeitet besessen bis fanatisch auf einen Marathon hin. Es täte ihr gut, sagt sie.

«Hallo», rufe ich ihr zu.

«Hi», kommt aus den Tiefen einer Kniebeuge zurück.

«Wollten wir nicht zusammen abendessen?», frage ich mit Blick auf die Uhr und den nicht gedeckten Tisch.

«Du wolltest was kochen, hast du heute Morgen gesagt», ergänze ich und bemühe mich, dabei nicht vorwurfsvoll zu klingen.

«Kann sein», kommt es aus Franziskas Mund, der trotz gestreckter Beine fast den Boden berührt. «Ich habe mich halt anders entschieden.»

Das tut sie derzeit häufig, sich anders entscheiden. Sie möchte nie mehr in diese Mühle von früher geraten, sagt sie immer. Sie müsse einen neuen Rhythmus finden. Es sei alles eine Übergangsphase.

Franziska beendet ihren Dehnfirlefanz, läuft schwungvoll auf mich zu, setzt mir einen Kuss auf die Wange und sagt: «Ich geh noch schnell unter die Dusche, würdest du das Abendbrot machen? Das wäre super. Adrian isst auch mit.»

Schon ist sie im Badezimmer verschwunden, und ein paar Sekunden später höre ich Wasser auf den Duschboden prasseln.

Adrian isst auch mit. Tolle Wurst. Käse decke ich auch noch auf. Dann noch Butter, Radieschen, ein paar Tomaten, fünf Teller, fünf Gläser und fertig.

Es klingelt. Dann hämmert gleich jemand an die Tür und ruft:

«Machen Sie sofort auf! Dann passiert Ihnen nichts.»

«Wer ist da?», frage ich.

«Das tut nichts zu den Dingen!»

«Zur Sache», korrigiere ich.

«Was?», brüllt es von der anderen Seite.

«Zur Sache, heißt es. Das tut nichts zur Sache, nicht zu den Dingen.»

«Mir doch egal. Machen Sie sofort die Tür auf, sonst muss ich schießen.»

«O. k. ...» Ich berühre vorsichtig die Türklinke.

«Und Hände hoch. Sonst kann ich gegen nichts garantieren.»

Ich öffne die Türe, erhebe die Hände und wimmere: «Ich bin unschuldig, ich habe nichts getan.»

Ein ein Meter dreißig großer Polizist hält mir seinen Dienstausweis vor die Nase.

«Versuchen Sie nicht zu fliehen. Sie haben keine Chance. Das ganze Gebiet ist umzingelt. Los, an die Wand.»

Ich stehe breitbeinig vor der Fotowand mit der Nase am vergilbten Busen von Franziskas verstorbener Großmutter, spüre etwas Waffenähnliches an meinem Rücken und werde abgetastet.

«Ich habe mit der ganzen Sache nichts zu tun», jammere ich.

«Hah», ruft er. «Was haben wir denn hier?» Er zieht mir eine Plastiktüte aus der Hosentasche.

«Oh, wie, was?», stammele ich panisch. «Das ist nicht von mir. Das muss mir jemand zugesteckt haben.»

Der Mann zeigt sich ungerührt. «Das können Sie Ihrem Richter erzählen. Ich verhafte Sie hier jetzt ... sofort, wegen äh ... Mord und Drogen und außerdem ... Hey!»

Während der seltsame Polizist nach Worten ringt, löse ich mich aus der Umklammerung und fliehe Richtung Küche.

«Halt! Stehen bleiben, sonst habe ich nichts anderes übrig, als zu schießen!», brüllt er durchs Haus.

«Es bleibt, es bleibt Ihnen nichts übrig, muss es heißen ...», rufe ich zurück.

Dann werde ich getroffen. Zwei Schüsse. Einer trifft mich am Bein, der andere an der Hüfte. Ich breche zusammen und sterbe.

Über mich gebeugt, legt er mit den Worten «Sie haben es ja nicht anders gewollt» einem toten Mann die Handschellen an.

So oder ähnlich begrüßen mein sechsjähriger Sohn Laurin und ich uns in den letzten Wochen recht häufig.

Wenig später brülle ich ins Kellergeschoss: «Äähssen!»

Eine Weile ist nichts zu hören. Dann rufe ich noch einmal den gleichen Text. Jetzt kommt von meiner Tochter Melina ein eher verhuschtes «Gleich».

Melina wohnt neuerdings unten. Sie wollte das. Hat in ihrem Kellerzimmer zwar kaum Tageslicht, dafür aber ihre Ruhe, genügend Abstand zu den Eltern und vor allem einen eigenen Eingang. Was ich manchmal schwierig finde. Ich verweile immer noch auf der Kellertreppe und höre von unten albernes Gekichere und betriebsames Flüstern.

«Komm Henning, lass uns doch anfangen», ruft mir Franziska, inzwischen frisch geduscht und mit hässlichen Leggings bekleidet, zu.

«Was machen die denn so lange da unten?», frage ich, ohne meinen Blick von Melinas Zimmertür abzuwenden.

«Mensch ärgere dich nicht spielen, vermute ich mal», antwortet Franziska trocken. Ich finde das nicht witzig.

«Muss der Typ jetzt immer hier mitessen?», zische ich nach oben. «Hat der kein Zuhause? Gehört der jetzt schon zur Familie, oder was?»

«Lass ihn doch. Der ist doch nett. Und Melina macht's glücklich.»

«Ach was», sage ich und stapfe nun doch die Treppe hinauf. «Ich jedenfalls will noch nicht mit 39 Opa werden. Und schon gar nicht soll mein Enkelkind einen so aufgeblasenen Heini zum Vater haben.»

«Henning», sagt Franziska und berührt mich leicht am Oberarm. «Du bist doch nur eifersüchtig.»

«Blödsinn», lüge ich und setze mich an den Tisch. Auch Laurin und Franziska nehmen Platz. Laurin trinkt in einem Zug sein Glas Apfelschorle leer und rülpst.

«Warst du nicht eben zu dem Gespräch mit der Murnau?», wechselt Franziska das Thema.

«Jaja.»

«Und?»

«Sieht nicht gut aus. Melina müsste nun richtig Gas ...»

«Entschuldigen Sie bitte die Verspätung», unterbricht mich in diesem Moment Adrian, der geräuschlos die Treppe hochgekommen ist. «Ich habe Mel beim Geschichtsreferat geholfen, und wir wollten das noch schnell abschließen.»

Melina, die wir Melina nannten und nicht Mel, kommt hinterhergetrottet. Sie grinst und hat verräterisch rote Wangen.

Jaja, Geschichtsreferat, so nennt man das also heute, denke ich und fühle mich wie mein eigener Vater.

«Herzlichen Dank, dass ich wieder mitessen darf», schmiert der Jüngling weiter. «Das sieht aber leggä schmeiggä aus.»

Adrian Albrecht ist nun schon drei Monate lang der Freund meiner Tochter. Es ist ihre erste große Liebe, wenn man das so nennen mag. Jedenfalls nach meinem Kenntnisstand. Für Melina gibt es derzeit nur Adrian. Adrian hier, Adrian da. Sie himmelt ihn so heftig an, dass es irgendwann ein böses Ende nehmen wird. Warum nur kann man seine Kinder nicht vor allem Leid beschützen? Ich weiß, sie müssen ihre eigenen Erfahrungen machen, bla bla bla. Liebeskummer ist ja auch schön und gut, aber doch bitte nicht wegen so einem Schnösel.

Adrian trägt seine schwarzen Haare sehr kurz und mit ausrasiertem Nacken. So, als ginge es gleich morgen nach Afghanistan. Tatsächlich will er sich der abgeschafften Wehrpflicht trotzend direkt nach dem Abitur bei der «Truppe», wie er es nennt, melden. Er könne sich auch gut vorstellen, dort zu studieren, hat er kürzlich erzählt.